

## 1. Kapitel

# Kindheit und Studium

## Ein Kind des Kalten Krieges

Ich bin ein Kind des Kalten Krieges. Als 1962 die Kubakrise ausbrach und ein Atomkrieg zwischen der Sowjetunion und den USA drohte, übten wir in der Grundschule regelmäßig »Schutzmaßnahmen« ein. Wir saßen mit Hunderten Mitschülern in einer Reihe im Flur des Schulgebäudes, wie kleine Indianer im Schneidersitz. Unsere Hände drückten wir über den Nacken, um unser Genick zu schützen, das nicht brechen durfte.

Meine kleinen Hände als Schutz vor einer Atombombe wie der in Hiroshima? Schon mit acht Jahren kam es mir komisch und unglaubwürdig vor, dass diese Maßnahme das Leben von uns Kindern retten könnte. In dieser Zeit baute mein Vater Atomschutzkeller für seine Pflegeheime und erhielt dafür von der Bundesregierung in Washington hohe finanzielle Hilfen. Ich fragte mich, wie die dreißig Bewohner der Heime, alle zwischen fünfundsiebzig und neunzig Jahren alt, in so einem Keller einen Atomkrieg überleben sollten?

Uns Kindern fiel es schwer, einzuordnen, was da passierte. Im Sandkasten versuchten wir die Bedrohung der Kubakrise durchzuspielen, ohne eine friedliche Lösung zu finden. Ich wollte die Situation besser verstehen. Aber in der Schule stand das Thema »Krieg und Frieden« nicht auf dem Lehrplan. Die Gefahr durch die UdSSR wurde hingegen in den Abendnachrichten befeuert.

Doch Amerika war das Land »der Freien und Mutigen«. Und das feierten wir jedes Jahr am Unabhängigkeitstag mit Feuerwerk. Die Kubakrise wurde durch diplomatische Verhandlungen zwischen dem Weißen Haus und dem Kreml beendet. Dieser diplomatische Erfolg hat mich geprägt.



## My Pink Ghetto in Buffalo

Ich wurde 1955, genau zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren. Meine Familie war in Kenmore zu Hause, einer der ersten Schlafstädte von Buffalo im Bundesstaat New York. Hier hatte jedes Haus einen Garten. Als Kinder spielten wir direkt vor der Haustür auf der Straße, fuhren Rollschuh und erkundeten die Umgebung mit unseren Fahrrädern.

Ich gehörte zu einer Clique von sechs Mädchen aus der Nachbarschaft. Elaine war meine beste Freundin, wir spielten jeden Tag miteinander. Wir waren wie Yin und Yang: ich selbstsicher und voller Ideen für Spiele und Projekte in der Schule, Elaine dagegen nachdenklich und oft unsicher, ob sie mit unserer Clique Abenteuer unternehmen sollte. Die anderen vier Mädchen waren älter als ich, doch wir hielten fast zehn Jahre zusammen, haben miteinander gelacht und geweint.

Die Beatles waren unsere Lieblingsband und *Beatle Mania* war in den Sechzigerjahren in Kenmore extrem angesagt. Es gab sogar Geschirr mit den Köpfen der Beatles drauf. Wir kauften jede Woche

Kaugummipäckchen, um die Sammelkarten mit Bildern von John, Paul, George und Ringo zu ergattern. Diese tauschten wir untereinander. Im Laufe der Zeit aßen wir sehr viele rosafarbene Kaugummis. In unseren Mädchen-Schlafzimmern hängten wir Beatles-Poster auf und küssten unsere Stars an der Wand. Wir waren amerikanische Teenies und genossen unser Leben mit Coca Cola, Chips und Pyjama-Partys.

Meine Mutter und mein Vater hatten sich 1942 kennengelernt. Max Altman war ein erfolgreicher Geschäftsmann in Buffalo und kam aus einer bekannten jüdischen Großfamilie. Seine Mutter, Mary Goldman, stammte aus Berlin. Die Familie Goldman war 1886 nach Amerika eingewandert. Etwa zur selben Zeit kam sein jüdischer Vater mit fünf Brüdern, zwei Schwestern und den Eltern aus Litauen nach Amerika. Sie hatten in Europa ein Tabakgeschäft geführt, die Familie hieß Tabachnik. Bei der Ankunft in Ellis Island stand mein Urgroßvater, der kein Wort Englisch sprach, mit seinem Gepäck mehrere Stunden in der langen Schlange. Vor ihm wartete ein Mann aus Deutschland, der für meinen Urgroßvater dolmetschte. Er erklärte dem Einwanderungsbeamten: »Das ist ein *alter Mann*, und er versteht kein Englisch.« Der Beamte notierte: »Herr *Altman* mit Ehefrau und sieben Kindern ist heute mit dem Schiff in New York angekommen.« So bekam meine Familie den Familienamen Altman.

Meine Großeltern mütterlicherseits, beide evangelische Christen, waren unabhängig voneinander Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit ihren Familien nach Buffalo gekommen. Großmutter Beatrice stammte aus St. Agnes in Cornwall, Großvater Raymond aus Baden-Baden.

Ab 1952 waren meine Eltern Inhaber von drei Alten- und Pflegeheimen. Sie waren sehr eingespannt in ihre Arbeit, vierundzwanzig Stunden am Tag mussten sie erreichbar sein. Finanziell waren wir als Familie abgesichert, doch nur ein Drittel unserer Patienten konnte die Pflege- und Unterbringungskosten selbst zahlen, zwei Drittel waren auf Sozialhilfe angewiesen. In manchen Monaten war die Kassenlage der Heime so angespannt, dass meine Eltern für die Pflegekräfte keine Beiträge in die Rentenkasse einzahlen konnten. Diese Liquiditätsschwierigkeiten trafen vor allem die Pflegerinnen und Krankenschwestern. Aber auch meine Mutter arbeitete jahre-

lang in den Pflegeheimen. Sie machte die Buchhaltung, ohne ein Gehalt zu bekommen, und zahlte nicht regelmäßig in die Rentenkasse ein, da mein Vater dies nicht für notwendig erachtete.

Meine Eltern stellten sowohl weiße als auch afroamerikanische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein. Für sie spielte die Hautfarbe keine Rolle. Einmal in der Woche hatte meine Mutter zu Hause Unterstützung von Jessie, einer schwarzen Frau, die bei uns putzte und die Wäsche bügelte. Jessie lebte im Ghetto der *Inner City* Buffalos, von dort fuhr sie mit dem Bus zu uns nach Kenmore hinaus. Ihre Kinder gingen in Ghetto-Schulen in Buffalo mit schlechten Lehrern. Jessie und meine Mutter saßen oft zusammen und tauschten sich über das Leben und ihre Familien aus. Sie wurden fast so etwas wie Freundinnen. In meiner Familie waren Toleranz und der Glaube an eine bessere Zukunft in Amerika sehr wichtig. Liberale Ideen prägten meine Kindheit. Aber politisch aufgeklärt waren wir Kinder nicht. Und radikale linke Ideen waren tabu.

Die Farbe meiner Kindheit in Kenmore war Rosa – von den Kaugummis über die Kleider bis zu den Blumen auf unseren Schlafzimmertapeten. Wir waren das »*Pink Ghetto*«, wie man es in den Filmen mit Doris Day und Gene Kelly im Kino sah.

Wir fühlten uns sicher. Wir Kinder stammten aus katholischen, evangelischen und jüdischen Familien, allesamt aus der sogenannten Mittelschicht. Alle unsere Nachbarn hatten weiße Gesichter. Bis 1980 gab es in unserem Vorort von Buffalo keine Nachbarn, die Schwarze oder Latinos waren. Die Banken am Ort bewilligten solchen Familien keine Hypotheken für den Kauf eines Hauses. So blieb Kenmore weiß.

Doch die Jahre meiner Kindheit waren auch geprägt von vielen politischen Ermordungen: John F. Kennedy, Malcom X, Martin Luther King Jr., Bobby Kennedy, George Jackson – alle kaltblütig erschossen. Überall in Amerika brachen sich Rassismus gegen Schwarze und Hass gegen fortschrittliche Menschen Bahn. Ich erinnere mich auch an den Vietnamkrieg als ständigen Begleiter, der jeden Abend in den Nachrichten kam. Der Krieg war auf dem Bildschirm präsent, wir Kinder sahen die Zerstörung von Dörfern und die Ermordung von Vietnamesen. In meiner Schule wurde das Leiden der amerikanischen Kriegsgefangenen thematisiert. Die Bür-

gerrechtsbewegung war ebenso in den abendlichen Nachrichten präsent. Meine Eltern lobten Martin Luther King Jr. für seinen Mut in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. In meiner Familie herrschte große Achtung für diesen Mann, der immer wieder gewaltfreie Massenproteste in vielen südlichen Bundesstaaten organisiert hatte. Und so diskutierte meine Familie beim Abendessen progressive Ideen: Sollten Schwarze gleichberechtigt in Beruf, in der Schule, an der Universität und in der Wirtschaft behandelt werden. Sollten sie beispielsweise Bankhypotheken aufnehmen dürfen, wie die Weißen auch?

Ab 1965 begleiteten uns im Fernsehen die Bilder der Massenproteste. Allmählich hatten Lehrer, Studenten und manche Professoren den Mut gefunden, ihre Meinung frei zu sagen. An der Universität von Kalifornien in Berkeley sowie in vielen amerikanischen Großstädten wurde gegen den Vietnamkrieg demonstriert. Obwohl die Polizei die Demonstranten der Kriegsproteste und der Bürgerrechtsbewegung mit Wasserwerfern und Tränengas bekämpfte, gingen mehr und mehr Menschen auf die Straße.

Glück bedeutete zu jener Zeit für die Frauen in Kenmore, einen Bikini zu tragen, einen Ehemann und Kinder zu haben. Frauen arbeiteten nicht für Geld, sondern putzten zu Hause, sie kochten, nähten und hielten natürlich den Garten in Schuss. Meine Spielkameradinnen und ich gehörten zur ersten weiblichen Generation Kenmores, die über ein Studium und ihre Karrieren diskutierte. Wir wollten in unserem Leben mehr erreichen als unsere Mütter, und fünf von sechs Mädchen machten tatsächlich Karriere. »Karriere« bedeutete für mich, finanzielle Selbständigkeit zu erlangen und nicht von einem Ehemann abhängig zu sein.

Ich wollte gern Grundschüler unterrichten und war beeindruckt vom *Peace Corps* (Friedenscorps), einem von Präsident John F. Kennedy geschaffenen freiwilligen Dienst in den Ländern der sogenannten Dritten Welt. *Peace-Corps*-Mitarbeiter bauten Schulen und Umweltprojekte in Entwicklungsländern auf. Die verschiedenen Kulturen und das Leben in Europa, Afrika und Asien faszinierten mich.

Die Sechzigerjahre waren von Musik und von Woodstock beeinflusst. Neben den Beatles hörten wir Joan Baez, Pete Seeger, Bob Dylan, Arlo Guthrie, Simon and Garfunkel regelmäßig im Radio. Es war eine stimmungsvolle musikalische Atmosphäre. Lieder wie »Blo-

*wing in the Wind*« und »*We shall overcome*« gaben uns Teenies Hoffnung, dass sich die Gesellschaft zum Besseren verändern würde.

## Mein erster Arbeitsplatz

Meinen ersten Arbeitsplatz bekam ich 1971 mit sechzehn Jahren. Fortan arbeitete ich abends und am Wochenende in einer Eisdiele in Kenmore. Steve, ein Kollege, zwölf Jahre älter als ich, diskutierte mit mir stundenlang über Alternativen zum Kapitalismus. Da für meinen Vater das kapitalistische System das beste System war, kannte ich solche Diskussionen von zu Hause nicht. Es war neu für mich, darüber nachzudenken, wie ein Gesellschaftssystem funktionieren könnte, in dem der Arbeitgeber nicht alle Bedingungen diktiert.

Steve stammte aus einer reichen Arbeitgeberfamilie, die unter anderem eine Rennpferdezucht in Kentucky besaß. Er hatte in Chicago Politikwissenschaft studiert und sich während des Studiums der Gewerkschaftsbewegung angeschlossen. Schließlich brach er das Studium ab, um politischer Aktivist zu werden. Wie so viele Studenten stellte er den Vietnamkrieg und das amerikanische Wirtschaftssystem in Frage. Inzwischen wohnte Steve in Buffalo mit anderen linken Studenten zusammen. Abends in der Eisdiele, während der fünfzehnmütigen Pause, las er in Büchern von und über Marx, Lenin und Mao.

Wir arbeiteten zwei Jahre zusammen und debattierten; diese Gespräche waren für mich sehr spannend, und ich begann zu grübeln. Ich wollte mehr wissen. Also ging ich in unsere Vorort-Bibliothek und las dort das Buch *Today's Isms* (Heutige Ismen), in dem Kommunismus, Faschismus, Kapitalismus und Sozialismus erklärt werden. Ich hatte Angst das Buch auszuleihen und mit nach Hause zu nehmen. Denn weder gehörten Sozialismus und Kommunismus zum Lernstoff in unserem Schulunterricht, noch diskutierten wir darüber in der Familie. Die Credos hießen vielmehr: »Freie Wirtschaft«, »Individuelle Freiheit«, »Vom Tellerwäscher zum Millionär«. Es galt: Im Kapitalismus kann ein Mann mit nur einem Dollar starten, wenn er kreativ ist, produziert er etwas, das er verkaufen kann, und wird damit reich!